

Zeitschrift: Divus Thomas

Band: 13 (1935)

Rubrik: Literarische Besprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Literarische Besprechungen.

Philosophie.

J. Gredt O. S. B. : Die aristotelisch-thomistische Philosophie. 2 Bände.
Freiburg i. Br., Herder. 1935. XI-434 ; VIII-373 SS.

Es ist eine wahre Freude, wie die Benediktiner auf dem Gebiete der philosophischen Lehrbücher für die Verbreitung und Vertiefung der aristotelisch-thomistischen Philosophie rastlos und gründlich gearbeitet haben. Wir erwähnen hier das zweibändige « Lehrbuch der Philosophie » von Dr. B. Kälin, Rektor in Sarnen, das 1933 in zweiter Auflage erschienen ist (Buchdruckerei Ehrli, Sarnen). Für den Gebrauch an unseren verdienstvollsten katholischen Lyzeen eigens und pädagogisch klug zugeschnitten, hat es an mehreren Anstalten weiteste Verbreitung gefunden. Es verdient den guten Ruf, den es besitzt, durch die kurze aber präzise Problemstellung, die vortreffliche Begründung, die klare Darstellung und den wahren aristotelisch-thomistischen Geist, von dem es durchweht und durchdrungen ist.

Joseph Gredts neue deutsche Philosophie, der der Herder'sche Verlag eine vornehme äußere Ausstattung gegeben hat, ist evident für höhere Studienkreise, für Hochschul- und Seminarbetrieb bestimmt, entsprechend der lateinischen Ausgabe, die als Lehrbuch in zahlreichen Seminarien eingeführt worden ist. Im ersten Band behandelt Gredt die Logik und Naturphilosophie. Letzterer hat er mit Recht und nach echt aristotelischer Auffassung die Psychologie mit der ganzen Erkenntnislehre einverleibt. Der zweite Band umfaßt die Metaphysik, der die Kriteriologie als besonderer Teil eingegliedert ist, und die Ethik. Die Tendenz : die Kriteriologie von der Logik, der sie eigentlich nie angehörte, zu trennen, hat endlich überall den Sieg davon getragen. Gott Lob !

Gredt ist längst bekannt durch seine lateinische Philosophie, die unter dem Titel « Elementa philosophiae aristotelico-thomisticae » schon die 6. Edition erlebt hat. Ausgezeichnet schon im Jahre 1912 durch ein eigenes päpstliches Handschreiben Pius X., hat man jenen Elementa vor allem nachgerühmt : spekulative Tiefe, logischen Aufbau der Gesamtsynthese, nüchtern präzise Darstellung, reichhaltige Berücksichtigung der neuesten naturwissenschaftlichen Ergebnisse und wahren, quellenmäßig nachgewiesenen aristotelisch-thomistischen Geist. Frühere Zensoren des Divus Thomas, wie Commer, Bernard Kälin, Morard, Käppeli, nannten Gredts Werk übereinstimmend das vorzüglichste Lehrbuch der aristotelisch-thomistischen Philosophie.

Die vorliegende deutsche Ausgabe bedarf indessen doch einer besonderen Wertung und das in doppelter Beziehung, in *methodischer* und *lehrinhaltlicher* Hinsicht.

In **methodischer** Hinsicht. Wir nehmen hier das Wort « methodisch » in einem weitesten Sinne. Gredts deutsche Philosophie ist keineswegs eine Übersetzung der lateinischen « Elementa ». Sie ist ein vollständig selbständiger *Neuguß* seiner Philosophie in fließender, knapp-präziser, vollständig deutscher Sprache. Welch schwierige und gewaltige Arbeit das erforderte, sei hier nur erwähnt. Wenn Gredt dabei den einen und anderen technisch-lateinischen Terminus noch in Klammer setzte, so begrüße ich das sehr. Das ist in hohem Maße orientierend. Vor allem aber begrüße ich es, daß er seinen syllogistischen Apparat mit Major und Minor und Major der Major und Minor usw. abgebaut hat. Der Syllogismus hat sowohl für den eisernen-logischen Gedankenaufbau als für die Klarheit eine eminente Bedeutung. Aber wenn er übertrieben angewandt wird, verdeckt er die Logik, schafft Unklarheit und macht die Entwicklung des Problems ungenießbar. Und alles, was wir gesagt, gilt für die deutsche Denkweise noch im besonderen. Sodann hat die vierzigjährige Beschäftigung mit Philosophie es Gredt, dessen Muttersprache die deutsche ist, ermöglicht, gewisse lateinische Fachausdrücke, man denke hier an Akt und Potenz und gewisse naturwissenschaftliche Ausdrücke, besser und genauer zu verdeutschen als wir es anderswo finden. Was wir in dieser deutschen Ausgabe methodisch bedauern möchten, ist das, daß Gredt in seinen fortlaufenden, langen, schwierigen Lehrentwicklungen, in denen jeder Satz bedeutungsvoll ist, zu wenig Ruhepausen durch Zwischentitel geschaffen hat. Der Leser möge die naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen durchgehen, und er wird mir Recht geben. Auch dürfte das *Namen- und Sachverzeichnis*, das dem Autor sicherlich viel Arbeit kostete, noch etwas reformbedürftig sein, wobei dann zweifelsohne beide Verzeichnisse getrennt werden müssen.

Lehrinhaltlich werden wir uns auf einige wenige Punkte beschränken müssen. Auch da besitzt die deutsche Ausgabe vor der lateinischen noch mehrfache Vorzüge neben einigen wenigen Schattenseiten, die unseres Erachtens schon der lateinischen Ausgabe anhaften. Ein unleugbarer Fortschritt ist es, daß Gredt zum ersten Male seine aristotelisch-thomistische Philosophie genauer charakterisiert als *scharf logische, folgerichtige Durch- und Weiterbildung der aristotelischen Lehre von Akt und Potenz* (I. 2). Scharf und genau umrissen gibt Gredt den eigentümlichen Gegenstand der Logik (I. 2). Da das « *ens rationis* » oder die *secunda intentio* auch nach Gredt eigentlichster Gegenstand der Logik ist, wäre die Dreiereinteilung der Logik in die *Anordnung der Ideen* — *praedicabilitas* —, *Anordnung der Urteile* resp. der Aussage — *praedicatio* — und *Anordnung des Schlusses* — *consecutio* — gegeben gewesen, und zwar ganz im aristotelisch-thomistischen Sinne. Gredt zog eine allgemeinere Zweiereinteilung vor: I. Logik der Denkformen (I 19 ff.) und II. Logik des Denkinhaltes (I 66 ff.). Das möchte ich bedauern, denn das zwang den Verfasser nicht bloß zu früher gerügten, unnützen Wiederholungen, sondern verführte ihn auch dazu, manche Frage in die Logik hineinzuziehen, die eminent realwissenschaftlich sind, wie z. B. den Beweis für die Realität der *Universalia* (I 66 ff.), den Nachweis für die Analogie des

Seins (I 86 ff.), die eingehendere Ausführung über den Inhalt der zehn Kategorien (I 92 ff.). Alles das sind eminent metaphysische Fragen. Für mich sind die Kategorien, *logisch* betrachtet, etwas ganz anderes als ontologisch ins Auge gefaßt. Ausgezeichnet hat Gredt das Wesen des Urteils (I 37), der Aussage (I 38) und des Schlusses (I 48) charakterisiert. Ob die *Induktion* keinen Mittelbegriff — *terminus medius* — habe, wie Gredt sagt (I 64), ist zwar eine alte Streitfrage. Aber wenn man doch von den Teilen zum Ganzen schließt, wie Gredt richtig sagt, so sind eben diese Teile der Mittelbegriff, und ich wüßte nicht, wie die Induktion ein Schluß wäre, wenn sie nicht einen *terminus medius* besäße.

Gredts *Naturphilosophie* (I 128-434), die, wie bereits bemerkt, auch die ganze Psychologie umfaßt, ist nach Anlage und dem logisch gegliederten Aufbau, sowie nach der Kritik der irrigen Ansichten und der Begründung der thomistischen Lösungen meines Erachtens ausgezeichnet. Es ist schade, daß wir gerade hier Seiten und Seiten ohne Untertitel zu lesen bekommen. Wer wissen will, welches Interesse Gredt auch den modernsten naturwissenschaftlichen Problemen, Atom- und Elektronenlehre (I 158 ff.), in seiner deutschen Philosophie entgegenbringt, kommt hier auf seine Rechnung. Die Begründung des Hylomorphismus (I 153 ff.) halte ich für besonders glücklich. Vielleicht trägt Gredt seine philosophischen Ideen etwas zu stark in die Probleme der exakten Wissenschaft hinein. Wenn wir vor Augen halten, daß die moderne exakte, experimentelle Wissenschaft als solche weder methodisch eine Abstraktion kennt, noch lehrinhaltlich eine Formal- und Finalursache, und folgerichtig keine Substanz anerkennt, noch anerkennen will, sondern nur mit der Sukzession und Koëxistenz von zeitlich-räumlichen Erscheinungen es zu tun hat, so wird es leicht einleuchtend, daß sie es weder mit der Bewegung im philosophischen Sinne, noch mit Materie und Form als Wesensteilen des Körpers, noch mit einer *mutatio substantialis*, die doch die Substanz voraussetzt, zu tun hat. Folglich ist die exakte Forschung als solche rein *quantitativer* Einstellung. Darnach hätte Gredt die Naturphilosophie von der exakten modernen Naturforschung noch genauer und schärfer unterscheiden können und sollen (vgl. I 129 ff.).

Über Gredts treffliche und gründliche *metaphysische* Ausführungen im zweiten Bande nur wenige und der Bedeutung nach nebенäglichere Bemerkungen. Was er über die obersten, unmittelbar evidenten Prinzipien sagt (II 25 ff.; II 129 ff.), ist sehr gut. Aber er bekämpft hier Gegner, die er nicht nennt, was schon deshalb zu bedauern ist, da der Kampf über diese Lehrpunkte in neuester Zeit vor allem entbrannt ist. Auch hätte ich gewünscht, daß er die Gründe des Stagiriten, warum das Kontradiktionsprinzip absolut unleugbar ist, angeführt hätte (II 126). Beim Kausalprinzip hätte die uns von Modernen vorgeworfene angebliche *Unmöglichkeit der Abstraktion* der Ursache und Wirkung behandelt werden sollen. Daß mein Freund den fünf Gottesbeweisen des Aquinaten noch einen *sechsten: den Glückseligkeitsbeweis* beifügt, betrachte ich als einen Schönheitsfehler seiner Naturtheologie (II 180)! Bei den trefflichen, aber sehr kurzen Ausführungen über das *Naturgesetz* (II 290 ff.) wäre eine noch tiefere

Begründung seiner Notwendigkeit und seines ersten Gebotes: « Tue das Gute, meide das Böse » am Platze gewesen. Übrigens kommen wir auch da wieder auf eine frühere methodische Frage zurück. Wer die *physikalische* Methode nicht streng von der *philosophisch abstraktiven* Methode unterscheidet, wird einen Modernen kaum je wissenschaftlich von der Existenz und Notwendigkeit des Naturgesetzes und Naturrechtes überzeugen.

Damit brechen wir unsere Kritikbemerkungen ab, um nicht zu lang zu werden. Wenn man der lateinischen Philosophie Gredts unter den modern aristotelisch-thomistischen Lehrbüchern den ersten Rang zuspricht und zugesprochen hat, so gilt das methodisch und inhaltlich noch mehr von seiner deutschen Ausgabe. Wir wünschen ihr daher weiteste Verbreitung.

G. M. Manser O. P.

Thomas von Aquin : Die Summe wider die Heiden. Bd. I. deutsch von Hans Nachod und Paul Stern. Leipzig, Hegner. 1935.

In gefälliger Ausstattung ist das erste Bändchen dieser deutschen Übersetzung, welche, den 4 Büchern der *Contra Gentes* entsprechend, auf 4 Bändchen berechnet ist, erschienen.

In dem vorliegenden Bändchen sind drei Dinge gut zu unterscheiden: das Vorwort, die Erläuterungen und die Übersetzung selbst.

Das *Vorwort*, von Alois Dempf, umfaßt mehr als 40 Seiten und darf vom Leser nicht vernachlässigt werden. Es orientiert vortrefflich über den Lehrzusammenhang des ganzen ersten Buches der berühmten *Summa*. Dempf führt da ganz richtig den Unterschied zwischen Gott und Geschöpf bei Thomas auf die Akt- und Potenzlehre in ihrer Anwendung auf die *Distinctio* von Wesenheit und Existenz als Tiefstes zurück (33). Wenn Dempf weiter gegen die 24 berühmten Sätze als « Wesen des Thomismus » polemisiert (30), so hat er auch da nicht ganz Unrecht. Sie bilden in ihrer Vielheit nicht das « Wesen » des Thomismus, sondern sind Sätze, die aus dem Wesen erst hervorgehen. Das Wesen einer Synthese ist überhaupt nicht eine bestimmte Folgerung, ein Lehrresultat, auch nicht die Überwindung des Naturalismus, wie D. annimmt (29), sondern etwas « Tiefst-Einheitliches », das Wurzel aller gewonnenen Lehrresultate ist.

Über die *Übersetzung* selbst wird der Leser mehr ein allgemeines Urteil als zu viele Detailerörterungen erwarten. Mit Recht haben die Übersetzer der Übertragung den kritischen Text der Leonina-Ausgabe zugrunde gelegt (59). Die Bibel-, Aristoteles- und Väterzitate, die Thomas anführt, werden überall genauer nach moderner Zitationsweise vervollständigt. Anerkennend haben die Übersetzer, statt Schönheitsregeln zu folgen, in erster Linie der scharfen Logik des Gedankenaufbaues Rechnung zu tragen gesucht. Philologie, Philosophie und Überlieferung müssen bei einer solchen Übersetzung eines so tiefen und schwierigen Werkes gedeihlich zusammenarbeiten. Dabei wird man bei der Übertragung des einen und anderen Ausdruckes immer noch verschiedener Ansicht sein können. So würden wir das *Universale* und die *Universalitas*

auch jetzt noch lieber mit « das Allgemeine » und « Allgemeinheit » wiedergeben als mit « allgesamt » und « Allgesamtheit », da das erstere den distributiven Charakter des Universale besser charakterisiert und dennoch den Unterschied von dem « Gemeinsamen », — commune —, das weiter ist, wahrt. Philosophisch unverständlich ist es, wenn man die « intentio universalitatis », die doch nichts anderes ist als die « Beziehung des Allgemeinen », wie die Alten es übersetzten, mit « Hinspannen der Allgemeinhaftigkeit » übersetzt (254, 430). Das Wort « species » in der Erkenntnislehre mit « Gestalt » und die « species intelligibilis » mit « verstehtbarer Gestalt » zu verdeutschen, ist philosophisch sicher nicht glücklich. Warum nicht das längst gebrauchte « Erkenntnisbild » beibehalten ? Und nun das lateinische *potentia*, die crux der Übersetzer ! Die Übersetzer geben es im Einklang mit der Bernhart'schen Thomasübersetzung durch « Mögestand ». Ich frage mich : warum nicht das frühere « möglich » und « Möglichkeit » beibehalten ? Damit kann man die verschiedenen Arten des Möglichen leicht näher bestimmen : etwas, was denkmöglich ist — *potentia logica*, oder was *sachlich* möglich ist — *potentia realis*, entweder in Beziehung zu einer Tätigkeit — *potentia activa* — oder etwas, was seinsmöglich ist — *potentia passiva*. Dabei kann dann der « *actus* » als « Wirklichkeit » ohne Beifügung gegeben werden (61, 373). Alle diese Bemerkungen sollen den Wert der vorliegenden Übersetzung nicht herabdrücken. Wir halten die von Nachod und Stern uns gegebene Übersetzung des 1. Buches der *Contra Gentes* vielmehr für eine *gute, genaue* und leicht *verständliche* und zollen der geleisteten großen Arbeit volle Anerkennung.

Zu unserer Übersetzung hat P. August Brunner S. J. *Erläuterungen* geschrieben, die zu Dempfs Ansichten teilweise im Gegensatze stehen und die einer besonderen Erwähnung wert sind. Auch in diesen Erläuterungen gibt es unseres Erachtens Vortreffliches, z. B. von S. 368-378. Aber was Brunner über das Verhältnis der Lehre des hl. Thomas zur *modernen Naturwissenschaft* andeutet und sagt, wird heutzutage nicht bloß von den Thomisten, sondern auch von modernsten Naturwissenschaftlern, die von Philosophie etwas verstehen, abgelehnt, und müßte schließlich die Grundprinzipien, auf denen die *Contra Gentes* und die ganze Philosophie des Aquinaten ruht, erschüttern. Brunners vielfach wiederkehrende Bemerkung : was Thomas über « Bewegung », über « Materie und Form » und die daraus sich ergebende « Erkenntnislehre » sagt, hatte nur Geltung nach den damaligen aristotelischen Voraussetzungen, die jetzt durch die modernen Naturwissenschaften erschüttert sind, ist sehr typisch und müßte, zu Ende gedacht, den Wert einer deutschen Thomasübersetzung überhaupt ernstlich in Frage stellen. Schon der verdienstvolle Math. Schneid hatte seiner Zeit die These verfochten, die Naturwissenschaft kann die Frage über das Wesen des Körpers nicht lösen. Fügen wir bei : sie will sie auch nicht lösen. Und das alles wird sofort verständlich, wenn wir bedenken, daß einerseits die Philosophie nach dem *Sein*, dem « *Wassein* » — *causa formalis* — und dem « *Warumsein* » — *causa finalis*, der Dinge frägt und daher methodisch nur *abstraktiv* vorgehen kann, während die moderne exakte Wissenschaft als solche seit Bacon von Verulam es ablehnte, diese

beiden Ursachen zu ergründen und infolgedessen nur die *Erscheinungen* in ihrer quantitativen Zusammensetzung und zeitlich-räumlichen Aufeinanderfolge erforschen will. Sie hat es nur mit den Gesetzen der *Phänomene* zu tun, und kein einziges Experiment, weil es nur von schon Quantitativem ausgeht und zu Quantitativem führt, vermag uns als solches ein «Was» und «Warumsein» zu offenbaren, auch nicht den Unterschied von Leben und Nichtleben. *Inhalt, Methode* und die *Resultate* der beiden Gebiete sind gänzlich verschieden, aber nicht widersprechend, denn sowohl die Hypothese von Atomen als Elektronen setzt quidditativ erst noch ein Doppelprinzip der «Einheit» und «Vielheit» voraus, das die exakte Forschung als solche, weil sie phänomenalistisch ist, nicht beweist, noch beweisen kann.

Kehren wir jetzt noch einen Augenblick zu Brunners Erläuterungen mit genauerer Fixierung unseres Standpunktes zurück. Die These, wie wenn der aristotelische Satz: *omne quod movetur ab alio movetur*, auf den Thomas den Beweis für die Existenz Gottes gründete, ein Ausfluß des irrgen physikalisch-astronomischen Weltbildes der Alten gewesen wäre, ist gar nicht haltbar (379). Der genannte Satz, philosophisch genommen, gilt heute noch wie ehedem. Der weitere Satz, wie wenn die physikalischen Grundlagen der Theorie von Materie und Form erschüttert wären (391), hat im Lichte des Gesagten gar keinen Sinn. Die Frage der philosophischen Erkennbarkeit des Wesens der Materie ist durch die moderne Physik keineswegs anders zu stellen (391) als wie früher. Daß die moderne Physik in der Aufeinanderfolge der Phänomene, also in der Bewegung keine *Finalitas* kennt (397), ist wahr, hat aber mit unserer Frage nichts zu tun. Damit ist auch die aristotelische *Erkenntnislehre*, die sich tatsächlich auf die *Compositio* von Materie und Form im Körper stützt, in keiner Weise durch die moderne Physik erschüttert (419). Eine aristotelisch-thomistische *Abstraktion* der Form von der ersten Materie, von der Brunner spricht (416), gab es überhaupt nie. Suarez folgend, hat daher Brunner auch die Theorie des aristotelisch-thomistischen *Individuationsprinzips* teilweise falsch dargestellt (399).

Die bedenklichen Folgen, die sich aus einer derartig engen Verquickung von Philosophie und exakter Wissenschaft, wie die obige Interpretation sie im Auge hat, ergeben müßten für eine wahre Metaphysik und damit für eine *philosophia perennis*, liegt auf der Hand. Die bloß exakte Forschung begründet, trotz ihrer herrlichen Erfolge auf ihrem Gebiete, keine Metaphysik, setzt aber, soll sie aus ihrem hypothetischen Wandel herauskommen, eine solche voraus. Das bloße Experiment für sich allein beweist nie eine substantielle Veränderung und folglich beweist sie als solche weder die Einheit noch die Vielheit der Dinge. Das ist der Hauptgrund, warum wir hier auf die Tragweite des ganzen Problems besonders aufmerksam gemacht haben.

G. M. Manser O. P.

J. Maritain : La Philosophie de la nature. Essai critique sur ses frontières et son objet. Dans la collection : *Cours et Documents*, sous la direction d'Yves Simon. Paris, Téqui. 1935. 146 pp.

M. Maritain publie les notes sténographiques de son cours sur la « philosophie de la nature ». Il ne nous offre qu'un essai critique, dont le but est très bien marqué dans le titre. Il faut en savoir gré au savant auteur. L'existence même de la philosophie de la nature est menacée à cause des confusions qui s'introduisent dans sa notion même, c'est-à-dire dans la détermination de son objet.

La thèse de M. Maritain est nette et conforme à la tradition aristotélicienne et thomiste : Il y a — et il nous faut — une philosophie de la nature, qui a pour objet le « mouvant ». Elle est distincte de la métaphysique générale qui s'attache à l'être comme être ; la philosophie de la nature a pour objet *tel* être, le *ens mobile*. Elle ne se confond nullement avec la « mathématisation » de l'observation sensible, qui s'efforce — en vain d'ailleurs ! — de tout réduire à la quantité et constitue des « *scientiae mediae* », empiriométriques. Contrairement à la tendance des anciens, la philosophie de la nature ne s'identifie pas avec les sciences particulières de la nature, dont la source est l'observation sensible, et qui s'attachent aux « phénomènes » mesurables. La philosophie de la Nature se base sur l'observation des faits sensibles qui lui fournit son objet ; elle s'efforce de pénétrer jusqu'à « la quiddité » des choses ; et cette spéculations ontologique la met en contact avec la métaphysique générale.

La première partie du livre est plutôt historique ; et elle est nécessaire si l'on veut saisir nettement la situation actuelle. L'opposition entre Héraclite, Platon et Aristote est présentée d'une manière très suggestive. Descartes confondait encore la philosophie de la nature avec les sciences naturelles et leur mathématisation. Aussi, dans les temps modernes, après avoir pris les sciences particulières comme philosophie de la nature, on en est arrivé à nier celle-ci d'une manière radicale. On aboutit ainsi au positivisme ; celui-ci ne laisse plus de place qu'à une métaphysique réflexive qui prétend se substituer à une philosophie de la nature (Bergson, Brunschwig).

Le positivisme devait nécessairement périr devant les exigences les plus nettes de l'intelligence. Cette réaction est caractérisée surtout par les travaux de Duhem qui, pour la détruire, a poussé à l'extrême la conception positiviste — par ceux de Meyerson, qui se place au point de vue épistématologique et met au jour les « irrationnels » auxquels la science vient se heurter — et en ces derniers temps par les travaux de Bachelard, qui semble bien faire un pas en avant vers une philosophie de la nature.

A la même réaction contre le positivisme, on peut rattacher les spéculations phénoménologiques de Husserl et de Scheler, qui risquent cependant d'effacer les frontières entre la philosophie et les sciences d'observation particulières.

Tout cet exposé historique est parsemé d'observations judicieuses, d'éclaircissements doctrinaux qui révèlent le savoir étendu et la pénétration philosophique de l'auteur. Nous signalons une différence de terminologie

entre saint Thomas et Cajetan, au sujet de l'*abstractio totalis* et de l'*abstractio formalis* (pp. 15-18). Nous nous demandons cependant si l'*abstractio totalis* qui certes est effectuée par tout le monde, peut être appelée purement « préscientifique ». Dans les sciences particulières, l'*explication* n'est souvent qu'une manière d'*abstractio totalis*, car on y explique par la simple réduction du particulier au plus universel.

Notons encore les considérations de M. Maritain sur les trois degrés d'abstraction (p. 23 et suivantes). Il sera intéressant de rapprocher ses idées de celles que M. le professeur Mansion a exprimées au sujet de l'abstraction chez Aristote, aux « journées philosophiques » de Louvain (Louvain 1935).

La partie systématique de l'ouvrage (Chap. III) donne les « positions thomistes sur la philosophie de la nature ». Elle établit la nécessité de cette philosophie, condition de toute métaphysique vraiment objective ; et a abouti à sa définition. L'auteur détermine son objet en un latin familier aux scolastiques : *Ens secundum quod mobile, sub modo definiendi per intelligibilem quantitatem*.

M. Maritain aborde ces problèmes sous un biais qui rattache ses idées au grand courant aristotélicien et thomiste. Nous sommes persuadés qu'aucun ouvrage récent n'a pénétré plus avant dans la question ; aucun n'a abouti à des résultats plus solides. Nous n'en voulons nullement au savant professeur des redites dont il semble s'excuser. Nous les croyons utiles ; et nous recommandons vivement la lecture, ou plutôt l'étude de ce livre à tous les étudiants qui doivent aborder la philosophie de la nature. Bien des professeurs d'ailleurs se l'assimileront avec grand profit.

Nous croyons cependant qu'on peut envisager le problème d'un autre angle, qui peut-être rendrait ces précieuses considérations plus assimilables pour nos contemporains. Nous ne voulons pas insister sur la nature des mathématiques, telles qu'on les conçoit en ce moment. Nous croyons que dans toutes leurs parties, mises à part l'arithmétique et l'algèbre pures, elles sont des « *scientiae mixtae* ». Même l'étendue n'est pas quantité pure ; c'est pourquoi les mathématiciens aimeraient tant à s'en dégager. Que faudra-t-il dire alors de l'espace, du lieu, du mouvement, etc. ? Mais à la lecture de l'excellent livre de M. Maritain, deux questions surgiront dans tous les esprits : 1. Le philosophe veut atteindre la « *quiddité* » des choses sensibles. Qu'en connaissons-nous de fait ? M. Maritain admet que notre connaissance est très pauvre en cette matière. Nous croyons qu'elle se réduit à la connaissance des phénomènes, que nous reconnaissions comme « accidents », que nous devons rattacher à une substance, dont résultent ces accidents. En d'autres termes, avons-nous autre chose que l'application de nos connaissances métaphysiques à cette réalité particulière qui se livre à nos sens ? C'est pourquoi, on a tant de peine à donner une philosophie de la nature à ceux qui l'abordent avant d'avoir acquis une solide formation métaphysique.

2. M. Maritain estime que le philosophe ne doit pas s'attacher au « détail » des phénomènes. C'est très vrai ; mais n'est-ce pas un peu vague ? La philosophie de la nature ne se construit pas sans un contact constant avec les sciences particulières ; personne ne l'a mieux prouvé que M. Maritain.

Mais à quel point ce contact peut-il se relâcher ? Quels phénomènes, découverts par le savant, sont négligeables pour le philosophe ?

Nous ne pouvons pas essayer de répondre ici à ces questions. Nous pouvons faire mieux ; nous attendons les précisions de M. Maritain. En ces quelques leçons, il ne pouvait pas tout dire. Si un jour il nous donne sa philosophie de la nature, il y répondra, comme Diogène, « en marchant ». Ce qu'il nous donne en ce moment est éminemment utile, et sera d'autant plus efficace que dans certains milieux l'autorité de M. Maritain est décisive.

Fribourg.

M. de Munnynck O. P.

A. Gardeil O. P. : La vraie vie chrétienne. Bibliothèque française de philosophie. Paris, Desclée de Brouwer. 1935.

Il est un peu surprenant de trouver pareil ouvrage dans une « bibliothèque de *philosophie* ». Qu'il y ait là des analyses philosophiques perspicaces, personne ne le contestera ; mais si des études sur notre « vie divine » par la grâce du Christ n'appartiennent pas à la théologie, nous craignons bien que les mots ne perdent leur signification. La pente où les idées de M. Maritain sur la « philosophie chrétienne » nous engagent est singulièrement glissante. Bientôt, la Somme théologique de saint Thomas ne sera plus que de la « philosophie chrétienne ». *Non lis de verbis*, mais encore importe-t-il d'éviter l'équivoque. On nous a toujours dit que la philosophie est la sagesse accessible à la raison naturelle. Si la grâce du Christ et « l'habitation du Saint-Esprit », et les dons du Saint-Esprit sont accessibles à notre intelligence humaine, telle que la *nature* nous l'a donnée, on peut entrevoir un *naturalisme* qui inquiétera vivement les théologiens.

Faisons abstraction de la couverture du volume. Celui-ci contient des études partiellement inédites de feu le Père A. Gardeil, qui certes méritent pleinement l'honneur d'une publication. Elles sont présentées par M. J. Maritain, et précédées d'une longue introduction du R. P. H.-D. Gardeil, qui a pieusement recueilli les notes volumineuses de son oncle, et s'est efforcé de les faire entrer dans un cadre logique.

Dans une première partie, le pieux et savant auteur nous donne l'idée très théologique de la vraie vie chrétienne. Cette vie est divine ; car la grâce surnaturelle est une participation à la nature de Dieu. Nous la recevons par le divin Sauveur, et d'elle jaillissent les vertus théologales et les vertus infuses, qui nous permettent de nous acheminer vers la vie parfaite, la vie contemplative, dans le temps et l'éternité.

Apparemment, on n'aurait qu'à se laisser vivre suivant ces dons surnaturels ; mais la nature et ses désordres peuvent stériliser les belles promesses de la grâce sanctifiante. C'est pourquoi il faut apprendre à se gouverner ; l'exercice des vertus infuses doit être fortifié par une rigoureuse discipline. De là, une deuxième partie du livre, consacrée au « gouvernement personnel et surnaturel de soi-même ». Cette partie semble incomplète. Elle ne correspond pas à la « table analytique » que feu le Père Gardeil avait constituée. Il y a là cependant des études sur « la faculté de gouvernement », sur la

vertu de religion, sur la dévotion et sur la prière, qui précisent bien des idées, et dont tous les chrétiens cultivés pourront faire leur profit.

Constituer un livre d'après les notes incomplètes d'un auteur décédé est une tâche ingrate. Nous estimons cependant que le R. P. H.-D. Gardeil a augmenté la vénération que son oncle inspirait à tous ceux qui ont pu l'approcher. *Defunctus adhuc loquitur*, et nous constatons une fois de plus que le Père Gardeil ne parle pas en vain.

M. de Munnynck O. P.

Société Thomiste : Journées d'Etudes. *I. La phénoménologie; II. La philosophie chrétienne.* Le Saulchoir et Juvisy. Société thomiste s. d. (1933 et 1934).

On ne saurait trop louer la *Société thomiste* de convoquer de temps à autre ses membres, pour discuter des problèmes intéressant la pensée thomiste. La première réunion eut lieu le 12 septembre 1932 aux fins de confronter thomisme et phénoménologie. Le sujet n'aurait pu être mieux choisi. Trop de thomistes vivent encore dans un splendide isolement, soit qu'ils se cantonnent en des études purement historiques, soit qu'ils se désintéressent des modernes sous prétexte que ceux-ci déraisonnent. Sans doute, le concordisme est un fléau, mais quiconque défend une philosophie, non pas comme une curiosité archéologique, mais comme un organisme vivant, est tenu de prendre contact avec son temps et de tâcher de développer sa doctrine, au lieu de piétiner sur place en répétant ce qu'ont dit ses prédecesseurs. Des confrontations comme celle de Juvisy permettent aux thomistes de se rendre un compte plus exact des problèmes actuels et des questions à préciser ou à développer.

La séance du matin fut consacrée à la lecture et à la discussion d'un rapport de Dom Feuling (Salzburg) sur le mouvement phénoménologique. En quelques pages denses et précises, l'auteur situa historiquement la phénoménologie, indiqua une notion générique de la méthode et résuma à grands traits les doctrines de Husserl et de Heidegger. Dans la discussion qui suivit, M^{me} Edith Stein et M. Söhngen apportèrent des précisions sur des problèmes fort délicats d'interprétation et Dom Mager présenta des remarques sur la phénoménologie et les autres courants de pensée contemporaine.

L'après-midi, le P. Kremer (Louvain) lut un rapport sur le thomisme et la phénoménologie de Husserl. Ses remarques portèrent surtout sur la « Wesenschau », l'« Einklammerung » et leurs conséquences. La discussion nous sembla un peu décevante et confuse, obscurcie qu'elle fut par un désaccord fondamental sur l'idéalisme de Husserl. En somme, on se tint trop encore sur le plan de l'interprétation de la phénoménologie.

La confusion est peut-être essentielle à toute réunion de philosophes, puisque ceux-ci ne s'entendent même pas sur la définition des mots. On le vit bien lors de la deuxième « journée » (11 septembre 1933), consacrée, elle, à la philosophie chrétienne. Dès le premier rapport, on fut en plein dans le brouillard. M. Forest (Poitiers) qui devait étudier le problème

historique de la philosophie chrétienne, nous dit, en réalité, des choses — fort intéressantes — sur les différentes manières de concevoir les rapports entre la foi et la raison : c'était à côté de la question. Après quoi, le P. Mandonnet et M. Gilson échangèrent, au cours d'un long duel, maintes balles sans aucun résultat. L'après-midi, le R. P. Motte (Le Saulchoir) lut un très long travail intitulé « Vers une solution doctrinale du problème de la philosophie chrétienne ». Nous ne saurions que faire notre l'opinion du P. Geiger (Rev. des sciences phil. et théol. 1935, p. 131), à savoir que ce travail est sans doute fort profond, mais qu' « il restait peut-être à se prononcer plus clairement sur un point moins profond sans doute, mais qui, semble-t-il, a été pour beaucoup dans l'imprécision des discussions qui suivirent ce rapport : le caractère proprement philosophique et rationnel de cette philosophie... » En appendice, on a publié d'intéressantes lettres du regretté P. Roland-Gosselin et de G. Rabeau.

M. T.-L. Penido.

J. T. Muckle : *Algazel's Metaphysics. A mediaeval translation*. Toronto. St-Michael's College. 1933.

Tous ceux qui ont voulu étudier l'influence des Arabes sur les scolastiques latins ont été arrêtés par l'inaccessibilité des traductions médiévales des ouvrages arabes. Le R. P. Muckle nous a donc rendu un très précieux service en éditant une traduction latine médiévale de la métaphysique de Gazzali. Le texte est celui du manuscrit Vat. Lat. 4481, mais l'éditeur s'est également servi de cinq mss. parisiens et de l'édition de Venise, 1506. Nous ne pouvons que souhaiter la continuation de ces utiles rééditions.

M. T.-L. Penido.

M. Müller : *Ethik und Recht in der Lehre von der Verantwortlichkeit. Ein Längsschnitt durch die Geschichte der katholischen Moraltheologie*. Regensburg, Habbel. 1932.

Das vorliegende Buch von Müller, das einen wichtigen und gehaltvollen Beitrag zur Geschichte der Moraltheologie liefert, kommt aus der Würzburger Schule von Geheimrat Ruland, die ja die geschichtliche Erforschung der Moraltheologie zu ihren besonderen Arbeitsgebieten zählt. M. behandelt eine zentrale Frage aller Ethik, deren geschichtliche Entwicklung er in einem Längsschnitt untersucht (zur Begründung seiner Methode vgl. die trefflichen Ausführungen im Vorwort). Schon die Wahl des Fragepunktes, dann die ganze Art der Untersuchung sichern dem Buche vielfache Beachtung, erfordern aber auch eine Stellungnahme von verschiedenen Gesichtspunkten.

Es handelt sich in der Arbeit von M. um die Frage : « Unter welchen Voraussetzungen ist der Mensch für seine Handlungen und deren Folgen sittlich verantwortlich ? » Die Frage nach der Verantwortlichkeit des Menschen für eine Handlung kann vom ethischen wie vom rechtlichen

Standpunkt aus gestellt werden. Der Unterschied zwischen beiden Betrachtungsweisen liegt in Kürze darin, daß für die rechtliche Beurteilung in erster Linie der Tatbestand maßgebend sein muß, die Handlung selbst mit ihren Folgen, nicht die Gesinnung, aus der sie entsprang. Zwar ist diese für den Richter nicht gleichgültig, ja es wird erst auch die Berücksichtigung der Motive zur Tat zu wirklich gerechter Beurteilung derselben führen. In der Sphäre des Ethos aber handelt es sich bei der Beurteilung wesentlich um die innere Einstellung des Handelnden zur Tat, darum, wie der Wille sich verhielt. Beide Betrachtungsweisen sind von den Moralisten nicht immer deutlich geschieden worden. M. zeigt, daß die Frage nach der sittlichen Verantwortlichkeit lange unter dem Einfluß der strafrechtlichen Imputationslehre beantwortet wurde, und daß hier auch der Ausgangspunkt für eine bestimmte Richtung der Moraltheologie liegt.

Im ersten Kapitel seines Buches legt M. die Grundlagen dar, auf denen die ethische Imputationslehre ruht. Bereits die Stoa hat, auf aristotelischen Lehren weiterbauend, den Grundsatz vertreten, daß das menschliche Handeln nur nach der Gesinnung des Täters zu beurteilen sei. Im Willen zur Tat liegen Verdienst wie Verbrechen. Diesen Grundsatz hat die Stoa entschiedener als andere Systeme antiker Ethik vertreten. Ihren Einfluß sehen wir in der Ethik der Kirchenväter, die bestimmt wird durch die Auseinandersetzungen einmal mit der jüdischen Ethik und dann mit der Gnosis. Letzterer gegenüber wird vor allem betont, daß das Freiwillige die Grundlage aller ethischen Werte sei. Diese Lehre verteidigen die Alexandriner mit Hilfe der antiken Philosophie. Sie gewinnt weittragende Bedeutung durch den Einfluß Augustins, der die sittliche Tat ganz vom Willen abhängig sein läßt. *Voluntas est, qua et peccatur et recte vivitur.* Mit Augustinus wird dann diese Theorie von der sittlichen Verantwortlichkeit im Frühmittelalter gelehrt; denn von seiner Autorität lebt die gesamte, sich erst langsam entwickelnde Wissenschaft jener Jahrhunderte.

Daß die Frage der sittlichen Zurechnung für die mittelalterlichen Ethiker problematisch werden konnte, liegt darin begründet, daß die rechtliche Imputationstheorie allmählich größeren Einfluß gewann. Vor allem geschah das in der praktischen Kirchenzucht, bei der Handhabung der Bußdisziplin. Ihre doppelte Zielrichtung, Besserung des Sünder und Erhaltung der Gemeindedisziplin, brachte es mit sich, daß von ihr aus das Imputationsverfahren des Strafrechts auch in die Ethik Eingang fand. M. zeigt im zweiten Kapitel seines Buches die Faktoren auf, die zu der genannten Einstellung in der Handhabung der Kirchenzucht führten. Er legt dann diese Einstellung in ihren Auswirkungen näher dar, die er in der alten Kirche und im Frühmittelalter aufweist.

Die Erkenntnis des Widerspruchs, wie er sich in manchen canones der Bußdisziplin mit ihrer rein rechtlichen Einstellung zu anderen Satzungen zeigte, die die *ethische* Imputation durchführten, veranlaßte die Glossatoren des Decretum Gratianum zu den zahlreichen Harmonisierungsversuchen. Es liegt im Wesen der Sache begründet, daß hier jede Vermittlung scheitern mußte. Aber ihre ernsten und tiefgreifenden

Bemühungen hatten doch den Erfolg, daß der Grundsatz der ethischen Imputation klar herausgestellt und dem Prinzip der Erfolgshaftung übergeordnet wurde. Letztere lebte noch fort in der Imputation jener objektiven Verletzungen der sittlichen Ordnung, die aus einer schuldbaren Handlung entsprungen waren.

Von den kanonistischen Kompromißtheorien her — das ist für die Geschichte der Moraltheologie wichtig — kam die kasuistische Behandlung der Moral zu weitester Verbreitung. Und da die Kanonisten in der aufblühenden mittelalterlichen Theologie die Führung hatten, konnte sich eine mehr spekulative Darstellungsweise der Moraltheologie erst in der Hochscholastik durchsetzen. Für ihre weitere Entwicklung kommt vor allem den nachscholastischen Theologen der Dominikanerschule größtes Verdienst zu. Sie führten auch das hier in Frage stehende Problem zur Lösung, nachdem Kardinal Cajetan aus einer Gesamtschau der thomistischen Lehre heraus die Herübernahme kanonistischer Denkweise in die Moraltheologie verworfen und den Unterschied von ethischer und rechtlicher Imputation klar zum Ausdruck gebracht hatte. Die Hauptetappen dieses Weges zum Sieg der ethischen Imputationslehre werden von M. im dritten Kapitel aufgewiesen.

Im zweiten und dritten Kapitel liegt der Schwerpunkt der Untersuchung Müllers. Er arbeitet hier in sorgfältiger Einzelforschung die historische Linie heraus, in der sich die Lehre von der sittlichen Zurechnung von der kleinasiatischen und der abendländischen Bußdisziplin an mit ihrem Einfluß der strafrechtlichen Imputationstheorie über die Vermittlungsversuche der Glossatoren zum *Decretum Gratiani* bis zu ihrer vollen und endgültigen Entfaltung auf der Grundlage der Lehre des hl. Thomas durch die Theologen des 16./17. Jahrhunderts entwickelt hat. Diese Entwicklungsreihe ist im ganzen gesehen sicher richtig gezeichnet. Sie im einzelnen zu beurteilen, vor allem zu sehen, ob nicht wichtige Glieder unberücksichtigt geblieben sind, die die Darstellung hier und da modifizieren würden, muß Aufgabe der durch solche Längsschnitte angeregten Spezialuntersuchungen bleiben. Im zweiten Kapitel vor allem hat der Verf. aus eingehender Quellenkenntnis heraus ein lebendiges Bild der Entwicklung unseres Problems entworfen, das von umfassendem und eindringendem Studium zeugt, und das nicht zuletzt für den Rechtshistoriker von großer Bedeutung ist. Das erste Kapitel des vorliegenden Buches dagegen ist knapp gehalten und gibt mehr eine Zusammenfassung dieses weiten Gebietes. Das kann im Hinblick auf den einleitenden Charakter dieses Kapitels vertreten werden und auch deshalb, weil die hier zur Untersuchung stehende Frage nach dem sittlichen Charakter unserer Handlungen nicht so sehr durch Aristoteles und die antike Philosophie überhaupt, als durch augustinisches Denken angeregt ist. Das trifft auch bei Thomas zu, der das Problem in der vor allem durch Abaelard und Wilhelm von Auxerre überkommenen Tradition aufgreift und auch noch mit den entgegengesetzten Tendenzen in der Art der Lösung ringt. Auch das ist von M. eingehend aufgezeigt (171 ff.).

Müllers Buch zeugt von gründlicher Quellenverarbeitung und um-

fassender Kenntnis der Literatur. Nicht berücksichtigt ist das große Werk von Ottmar *Dittrich*, Geschichte der Ethik, dessen quellenmäßig gearbeitete Darstellung hochbedeutsam ist. Dittrich hat auch das Mittelalter eingehend dargestellt. Denn nach seiner Überzeugung sei das katholische Mittelalter seiner Bedeutung entsprechend, die ihm in ethisch-geschichtlicher Hinsicht zukomme, in den früheren Geschichten der Ethik völlig unzureichend behandelt (Vorwort zum 3. Bd.). In Dittrichs Werk ist z. B. auch schon die besondere Bedeutung Abaelards für die Ethik anerkannt, die ja auch Müller besonders herausstellt (118 ff.). — M. hat an einigen Stellen auch literargeschichtliche Fragen gestreift. Wenn er nun bei der Frage nach der Datierung der *quaest. de malo* des hl. Thomas die Arbeiten von *Synave* und *Pelster* anführt (176, Anm. 28), dann hätte die Untersuchung von *O. Lottin*, *La date de la question disputée « de malo » de saint Thomas d'Aquin* (Rev. d'Hist. Ecclésiast. 24 [1928], 373-388) nicht fehlen dürfen. Und wenn in das Literaturverzeichnis die Spezialuntersuchungen von Pelster und Synave aufgenommen sind, wird man dort auch die maßgebende Gesamtdarstellung von *M. Grabmann*, *Die Werke des hl. Thomas v. Aquin* (2. Aufl. Münster 1931) erwarten. — Noch eine Bemerkung zu einem unwesentlichen und doch wichtigen Punkte: Es sind zahlreiche Druckfehler in Text und Anmerkungen stehengeblieben, besonders unangenehm, wo es sich um Zahlen handelt (z. B. wird S. 253 die Leonina in die Jahre 1821 ff. verlegt).

Die Arbeit von M. muß als eine gediegene und wichtige Untersuchung bezeichnet werden. Das ist auch inzwischen schon anerkannt worden, so von *M. Wittmann* in seiner Ethik des hl. Thomas v. Aquin (München 1933, S. 179, 183). Der Verfasser darf überzeugt sein, das zu erreichen, was er selbst im Vorwort seines Buches als Gewinn ideengeschichtlicher Längsschnitte erhofft: « ein tieferes Erfassen der Probleme, ein richtigeres Verstehen der heutigen Lehrformulierung, eine in der Tradition verankerte Beweisführung und in ihr festgewurzelte Fortbildung der wissenschaftlichen Darlegung ».

Bonn.

J. Barion.

V. Cathrein S. J. : Lust und Freude. Ihr Wesen und ihr sittlicher Charakter. (Philosophie und Grenzwissenschaften. Schriftenreihe, herausgegeben vom Innsbrucker Institut für scholastische Philosophie. III. Bd. 6. Heft.) Innsbruck, Fel. Rauch. 1931. 47 S.

Die letzte literarische Arbeit des gelehrten, allbekannten Moralphilosophen P. V. Cathrein, die noch vor seinem Tode (am 10. September 1931) zur Veröffentlichung gelangte, ist eine sehr klare Darstellung über Wesen und sittlichen Charakter der Lust. Neu ist dieselbe nur in ihrem Ausdruck und in der Heranziehung einiger moderner Literatur. Im übrigen war es die Absicht des Verf., die alten Prinzipien der aristotelischen, von Thomas zur letzten Vervollkommnung gebrachten Lehre unserer stark hedonistisch eingestellten Zeit wieder ins Gedächtnis zu rufen. Nicht absolute Ver-

neinung der Lust heißt die Lösung, sondern vernunftgemäße Regelung derselben.

An sich ist die Lust eine vom Willen unabhängige Regung und deshalb « überhaupt nicht sittlich »; sie ist amoralisch, ein « rein physischer, natürlicher Vorgang » (36). Daraus erhellt das Naturwidrige einer philosophischen Richtung, wie die der Stoiker, welche dieselbe als unsittlich hinstellt und sie konsequent grundsätzlich auszuschließen sucht. Doch nicht jede Lust ist gut. Ihr sittlicher Wert wird erst determiniert durch das Objekt, auf das der Willensakt gerichtet ist. Das geliebte Gut spezifiziert die Sittlichkeit des Willensaktes, des Strebens des Begehrungsvermögens, folglich auch « die Ruhe desselben im Besitz des geliebten Gutes » (12), welche das Wesen der Lust ausmacht.

Die Lust — und auch die Freude, die ja nichts anders ist, als die Lust, die « aus der inneren Erkenntnis, besonders aus der Vernunfterkenntnis hervorgeht » (19) — braucht eine vernünftige Regelung. Sie wird nach Aristoteles und Thomas von drei verschiedenen Tugenden gegeben, unter die sie als Materialobjekt fällt. Zurückhaltend wirkt die Mäßigkeit, damit das Triebhafte, Tierische, das der Lust als physischem Vorgang anhaftet, nicht Oberhand nimmt und die Lust nicht als Endzweck angestrebt wird. Sie darf wohl gewünscht und angestrebt werden, aber nur als etwas dem Naturzweck Unterordnetes. Nie darf sie den Naturzweck positiv ausschließen. Fördernd wirken die beiden potentiellen Teile der Gerechtigkeit, die Freundlichkeit, die das Angenehme im ernsten gesellschaftlichen Verkehr sucht und die Eutrapelie, die solches im Scherz und Spiel zum Gegenstand hat.

Einem scholastisch Denkenden mag die These von der gegenständlichen Spezifikation selbstverständlich als grundlegend für die Moral erscheinen. Möge es dieser Studie gelingen, auch den anderen diesen Grundgedanken, auf einen Einzelfall angewandt, nahezulegen.

Clerf (Luxemburg).

P. Johannes Müller O. S. B.

Textus et Documenta in usum exercitationum et praelectionum. Series philosophica. Romae, Pontif. Univers. Gregoriana.

Die Gregorianische Universität sucht mit diesem neuen Unternehmen, das auch eine Series Theologica in sich schließt, hauptsächlich für ihre Seminarübungen — solche bestehen übrigens an den deutschen und österreichischen theologischen Fakultäten bereits seit geraumer Zeit — wichtige und wertvolle Behelfe bereitzustellen. Es liegen uns nun hier vor :

1. J. Souilhé S. J., *Platonis doctrina circa animam textus selecti*, 1932 (82 S.). — Des Herausgebers Bemühen geht, wie die Einführung sagt, dahin, wenigstens die ontologische Seite der platonischen Seelenlehre durch eine Auswahl passender Abschnitte aus Platons Schriften ins rechte Licht zu setzen und uns darum mit den Hauptstellen über die Natur der Seele im allgemeinen, ihr Verhältnis zum Leibe, die Teile der Seele, ihre Unsterb-

lichkeit und ihren Zustand nach der Trennung von dem Leibe bekannt zu machen. Für die Auswahl wird der griechische Text von J. Burnet in « *Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis* », London, Clarendon Press, 1905-6, benutzt; beigegeben sind eine lateinische Übersetzung, die sich auf die alte, vom Humanisten Marsilius Ficinus herührende und von Schneider und Hirschig verbesserte lateinische Platoübersetzung (Ausgabe Didot, Paris 1852-56) stützt, und gelegentlich auch erklärende Anmerkungen.

2. *P. Hoenen* S. J., *De origine formae materialis* textus veteres et recentiores, 1932 (85 S.). — Das vorliegende besonders beachtenswerte Bändchen scheint sehr wohl geeignet, in eine tiefere und gründlichere Erfassung des wichtigen naturphilosophischen Problems einzuführen, welchen metaphysischen Bedingungen Genüge geschehen müsse, damit das Seiende innerlich nicht nur den Akzidentien, sondern auch der Substanz nach Veränderungen erfahren könne. Besondere Schwierigkeit bietet hier die Frage des Ursprungs der *forma materialis*, deren *eductio e potentia materiae*. Es gebührt dem hl. Thomas von Aquin das Verdienst, die aristotelische Lehre in diesem Punkte erst voll verstanden und in ihrer ganzen Bedeutung entwickelt zu haben, während weder die griechischen Erklärer noch die Araber noch Albertus Magnus der Theorie des Aristoteles gerecht wurden. Dasselbe gilt auch wieder von nicht wenigen Philosophen der neueren Zeit. Die in unserem Bändchen zusammengestellten Texte aus Aristoteles, den griechischen Kommentatoren, Cartesius und Cartesianern, Seb. Basso, Gassendi, Magnan, Bayle, Leibniz und Modernen, wie Zeller, v. Hertling, Baeumker, Tannery, bieten dem Leser ein übersichtliches Bild über die Stellungnahme der genannten Denker zu unserem aristotelischen Lehrstücke. Allen angeführten Texten sind lateinische Übersetzungen, kurze Einführungen und erklärende Anmerkungen beigegeben.

3. *P. G. Jarlot* S. J., *De principiis Ethicae socialis* documenta ultimorum Romanorum Pontificum I. Leonis XIII., Pii X., Benedicti XV., 1932 (81 S.). — Nach des Herausgebers Absicht sollen hier auserlesene Stellen aus den päpstlichen Kundgebungen, die zur Beleuchtung und Bekräftigung der sozialethischen Doktrin dienlich erscheinen den Theologiestudierenden vorgelegt werden. Die Texte sind chronologisch angeordnet; ein beigegebener alphabetischer und ein systematischer Index setzen aber den Leser ohne weiters instand, das sachlich Zusammengehörige aufzufinden und zusammenzustellen.

4. *R. Arnou* S. J., *De quinque viis S. Thomae ad demonstrandam Dei existentiam apud antiquos Graecos et Arabes et Judaeos praeformati vel adumbratis textus selecti*, 1932 (101 S.). — In diesem Bändchen, das in die Vorgeschichte der klassischen « *Quinque viae* » des hl. Thomas einführen will, werden einschlägige Stellen aus Platon, dann besonders aus Aristoteles ferner aus Plotin, Augustinus, Johannes von Damaskus, Avicenna, Anselm und Maimonides angeführt; den Schluß bilden die Thomastexte über die Gottesbeweise. Anerkennenswert ist, daß bei den griechischen, arabischen und jüdischen Autoren — soweit es möglich ist — die alten lateinischen Übersetzungen, die den Scholastikern des XIII. Jahrhunderts zu Gebote

standen, benutzt werden, so die lateinische Aristotelesübersetzung von Wilhelm von Moerbeke aus der Leoninischen Thomasausgabe und der Ausgabe des Metaphysikkomentars des Aquinaten von Cathala (Turin 1915), die von Johannes Hispanus und Dominicus Gundissalinus im XII. Jahrhundert besorgte Übersetzung der Metaphysik Avicennas (Druckausgabe Venedig 1495) und endlich die alte, aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts stammende lateinische Übersetzung der hebräischen Übertragung von Maimonides' Hauptwerk «Führer der Umherirrenden» (von A. Giustiniani zu Paris 1520 herausgegeben). Die Einleitung dieses sehr inhaltreichen Bändchens macht hinsichtlich der Geschichte der Gottesbeweise auf einzelne Fragen aufmerksam, deren Untersuchung für Seminarübungen sehr wohl in Betracht kommen kann.

Dr. Carl Joh. Jellouschek O. S. B.

Geschichte.

Aus der Geisteswelt des Mittelalters. Studien und Texte. Martin Grabmann zur Vollendung des 60. Lebensjahres von Freunden und Schülern gewidmet. Herausgegeben von Albert Lang, Joseph Lechner, Michael Schmaus. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters, Supplementband III). 2 Halbbände. Münster in Westf. Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung. 1935. xxxv-1475 SS.

Die literarische Festgabe zum 60. Geburtstag M. Grabmanns ist ein sprechender Beweis für den Aufschwung, den das Studium der mittelalterlichen Scholastik und alles dessen, was damit zusammenhängt, in den letzten Dezennien genommen hat, nicht zum wenigsten durch Anregung des Jubilars. Eine stattliche Reihe von Mitarbeitern hat sich zusammengefunden, wie man sie selten in einer Festschrift vereint findet, ein Beweis für die internationale Wertschätzung, deren sich Grabmann erfreut: 77 Namen von Fachleuten, darunter, was besonders bemerkenswert ist, von Fachleuten aus Frankreich (10), Belgien (10), Italien, Polen, Österreich, Spanien, Nordamerika. Die Themen sind den Gebieten entnommen, auf denen der Jubilar z. T. bahnbrechend gearbeitet hat. Eine wahre Fundgrube von Mitteilungen und Anregungen zur mittelalterlichen Geistesgeschichte wird hier erschlossen, ein äußerst wertvoller Beitrag zur Geschichte der historischen Theologie. Ein allgemeiner Überblick wird die Reichhaltigkeit des Inhaltes zeigen.

- I. Teil: *Handschriften- und Bibliothekenkunde* (7 Nummern).
- II. Teil: *Allgemeine Geistesgeschichte* (2 Nummern).
- III. Teil: *Patristik und Frühmittelalter* (12 Nummern).
- IV. Teil: *Hochscholastik* (34 Nummern, darunter 4 über Albert d. Gr., 8 über den hl. Thomas von Aquin).
- V. Teil: *Spätscholastik und Neuzeit* (17 Nummern).
- VI. Teil: *Byzantinische und abendländische Theologie* (3 Nummern). *Anhang* (2 Nummern).

Bei einer Besprechung an dieser Stelle kann nur auf das eine oder andere Stück ausdrücklich aufmerksam gemacht werden, ohne daß damit ein Werturteil über die andern gefällt werden soll. Jeder wird auf seine Kosten kommen, je nach seiner besondern Neigung und seinen Wünschen.

Ein kleines Kunstwerk ist der Aufsatz von *Jean Destrez*, *L'outillage des copistes du XIII^{me} et du XIV^{me} siècle* (S. 19-34). Er beschreibt zwei Buchzeichen und legt praktisch dar, wie die mittelalterlichen Kopisten sich zu helfen wußten, um ohne langes Suchen die Stelle zu finden, bei der sie aufgehört hatten. In die Abhandlung ist eine Menge von interessanten Notizen über mittelalterliches Buchwesen eingestreut, wie sie nur ein Kenner wie Destrez bieten kann.

Die Arbeit von *P. Glorieux*, *Pour jalonner l'histoire littéraire du XIII^{me} siècle* (S. 482-502), gehört in etwa auch in die Abteilung Handschriftenkunde. Gl. macht aufmerksam auf die Wichtigkeit einer genauen Chronologie für die Schriftsteller des XIII. Jahrhunderts. Er will die Hilfsmittel für eine genaue Datierung angeben und führt als solche drei an. Diese Kennzeichen wendet er vor allem an auf die chronologische Fixierung der *Quodlibeta*; sie bilden das dankbarste Objekt für eine chronologische Festlegung aus inneren Gründen, da sie alle möglichen aktuellen Fragen behandeln. Ein zweiter Gegenstand, auf den Gl. die Regeln anwendet, sind die (vor allem) Pariser Predigtsammlungen; er bietet wertvolle Ergänzungen zu *Lecoy de la Marche*, *La chaire française au moyen âge*, und auch zur Literärgeschichte einiger bekannter Dominikaner (*Laurentius v. Orléans*, *Remigius Girolami* u. a.). Die Abhandlung ist ein vollständiger methodologischer Traktat, obwohl der Verf. bescheiden diesen Titel ablehnt.

Von der Schrift des hl. Albertus M. *De animalibus* besitzen wir bekanntlich noch das Autograph (im Besitz des Kölner Stadtarchivs). Stadler hat von dem Werk in den «Beiträgen zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters» in Bd. XV/XVI eine vielgerühmte kritische Ausgabe veranstaltet. *Bernhard Geyer* (Die ursprüngliche Form der Schrift Alberts d. Gr. *De animalibus* nach dem Kölner Autograph, S. 578-590) zeigt nun, daß auch nach dieser kritischen Ausgabe für den Herausgeber, der das Werk für die neue Gesamtausgabe vorbereitet, noch etwas zu tun übrig bleibt, und rechtfertigt das durch scharfsinnige Darlegungen, deren Ergebnis er in den bemerkenswerten Sätzen zusammenfaßt: «Maßgebend für die Form und Textgestalt eines Werkes (Alberts) ist nicht allein das *Autograph*, sondern auch das *exemplar*, die erste von einem Schreiber unter Verantwortung des Autors gefertigte Abschrift des Autographs. Auf sie gehen im allgemeinen die anderen Abschriften zurück. Das *Autograph* ist gewissermaßen das persönliche Manuscript des Verfassers. Es ist möglich, daß der Autor im *exemplar* gegenüber dem *Autograph* Änderungen oder Zusätze anbringen ließ, wie anderseits durch den Abschreiber Fehler gegenüber dem *Autograph* entstehen können».

Ludwig Baur, *Die Form der wissenschaftlichen Kritik bei Thomas v. Aquin* (S. 688-709), bringt in extenso wohl den Vortrag, den er auf der Tagung der Trierer Görresgesellschaft 1934 gehalten und in kurzen

Stichworten in dem Jahresbericht (1935) S. 44 skizziert hat. Er beschränkt sich auf die wichtigsten Streitschriften des Heiligen. Die Bedeutung einer wissenschaftlichen Kritik beschreibt er sehr eindrucksvoll mit den Worten (S. 689): «eine gründliche und eingehende Darstellung der wissenschaftlichen Kritik wäre ein bedeutsames Dokument der Kultur- und Geistesgeschichte, ein Zeugnis von der Höhe und Tiefe geistigen Ringens, geistiger Regsamkeit und dialektischer Gewandtheit, nicht zuletzt der Höhe und Tiefe, sittlicher Größe oder Geringwertigkeit, Ritterlichkeit und Gesinnungsadel oder Pöbelhaftigkeit und Ungeschliffenheit». Die Stücke, die er bei Thomas untersucht, sind u. a.: die historischen Grundlagen für die Handhabung der Kritik; das Forum, vor dem die Kritik sich abspielen soll; Gegenstand der Kritik; der äußere Aufbau der wissenschaftlichen Kritik; die Zensuren, die über die gegenteilige Ansicht verhängt werden; Maßstäbe oder Normen; Persönliches in der Kritik. Baur schließt mit den ernsten Worten: «Wo die von wissenschaftlichem Ernst und sittlicher Verantwortlichkeit getragene Kritik unterbunden wird, da ist ein wirklich geistiges Leben und wissenschaftlicher Fortschritt nicht mehr möglich».

Ein besonders wichtiges Stück, das der Präfekt der Vaticana, Mgr. G. Mercati im Cod. Vat. lat. 3899 aufgefunden hat, veröffentlicht mit einer kurzen, anregenden Einleitung *Franz Pelster* unter dem Titel: Ein Gutachten aus dem Eckehart-Prozeß in Avignon (S. 1099-1124). Es handelt sich nach den Darlegungen Pelsters sehr wahrscheinlich um das Gutachten der Theologenkommission in Avignon, das dann weitergegeben wurde an die unter Vorsitz des Papstes tagende Kardinalskommission. Jeder der 28 Artikel (die Zusammenstellung erfolgte in Köln, nicht in Avignon) besteht im allgemeinen aus vier Teilen: dem zu verurteilenden Satz; der Begründung für die Beanstandung; der Verteidigung Eckeharts; einer kurzen Antwort auf diese Verteidigung. Die Kommission sprach zuerst das Urteil aus über die Sätze an sich. Nach Einbeziehung der Verteidigung E.s milderte sie in dem einem oder andern Fall ihr Urteil. «Dies Gutachten wird also von der endgültigen Bulle nicht allzuweit entfernt liegen. Denn Johannes sagt in der Bulle er habe die Artikel durch viele Doktoren der Theologie prüfen lassen und sie selbst auch im Verein mit den Kardinälen geprüft» (S. 1107). Die nächste Aufgabe dürfte nun nach P. darin liegen, die vollständige letzte Kölner Anklageschrift, die letzte Apologie Eckeharts und das Gutachten des Kardinals Fournier (des späteren Papstes Benedikt XII.) wieder aufzufinden. Die Frage, ob E. wenigstens materialer Häretiker war, möchte P. dahin beantworten, daß die von ihm vorgetragenen Sätze nach ihrem natürlichen und nächstliegenden Sinn Irrtümer und Häresien enthielten, daß aber E. diesen Sinn nicht intendiert, freilich aber durch seine bizarre und hyperbolische Ausdrucksweise und seine Vorliebe für die neuplatonische Terminologie dazu Anlaß gegeben hat.

Albert Lang gibt in dem Aufsatz «Johannes Müntzinger, ein schwäbischer Theologe und Schulmeister am Ende des XIV. Jahrhunderts» (S. 1200-30), der gewiß im Zusammenhang mit seinen Studien über Heinrich von Oyta entstanden ist, ein abgerundetes Lebensbild eines theologisch

gebildeten Schulleiters aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts, wie wir es sonst wohl kaum finden. Müntzinger, magister artium und studens theologiae der Prager Universität, rector scholarum in Ulm, dann in Rotweil, † 1417, hat eine Reihe von Schriften verfaßt, in denen er bewußt das an der Hochschule aufgenommene Wissen sammeln und für die Bedürfnisse seiner Schule verwerten wollte. « Dadurch ermöglichen seine Schriften einen Rückschluß auf die Richtung und Einstellung der Universität und geben einen unmittelbaren Einblick in den Lehrbetrieb, Lehrstoff und in den geistigen Gesichtskreis der höheren Schulen. Der ganze Bildungsstand des Seelsorgeklerus läßt sich aus ihnen ersehen » (S. 1201). Seine für damalige Verhältnisse bedeutende Privatbibliothek von 91 Handschriften vermachte er testamentarisch der Heidelberger Universitätsbibliothek. In der Öffentlichkeit ist Müntzinger hervorgetreten durch seinen theologischen Streit mit den Ulmer Dominikanern, die ihn wegen verdächtiger Sätze über die Eucharistie anklagten. Die Entscheidung wurde den Universitäten Prag und Wien übertragen und fiel im wesentlichen zugunsten Müntzingers aus. Wir hören bei dieser Gelegenheit von der sonst im XIV. Jahrhundert weniger hervortretenden Dominikanerinquisition in Deutschland. Statt Albeck wird wohl Abeck zu lesen sein (vgl. meine Notizen in Heft 30, S. 11 f. der Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland. Vechta-Leipzig 1934).

Ludger Meiers Abhandlung « Der Erfurter Franziskanertheologe Johannes Bremer und der Streit um das Wilsnacker Wunderblut » (S. 1247-64) bezieht sich auf die berühmte Wallfahrt nach dem Dorfe Wilsnack (Mark Brandenburg), die im XV. Jahrh. von vielen Theologen, nicht bloß Dominikanern, bekämpft, von Kardinallegat Nikolaus von Kues strengstens verboten und von Papst Nikolaus V. unter gewissen Kautelen gestattet wurde. Ich habe über einen der schärfsten Gegner, den Leipziger Prof. Joh. Kune O. P., in Heft 30 der Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens gehandelt. Bremer vertritt die Möglichkeit, daß es Reliquien des kostbaren Blutes gibt. Die Zeitangabe S. 1253 kann nicht stimmen (anno 1443), da Sixtus IV. als « quondam » bezeichnet wird.

Alles in allem bilden die beiden Bände der Festgabe eine imposante Leistung, zu der man auch den Herausgebern aufrichtig gratulieren darf.

Freiburg.

P. Gabriel M. Löhr O. P.

A. M. Jacquin O. P. : Histoire de l'Eglise. Tome I. L'Antiquité chrétienne. Paris, Desclée de Brouwer. 1929. xvi-698 pp.

Das vorliegende Buch leitet eine neue Darstellung der Kirchengeschichte ein, die durchaus originell gedacht ist. Über die Aufgabe des Historikers und vor allem des Kirchenhistorikers hat sich der Verf. in den Vorbemerkungen in wohlabgewogenen Sätzen geäußert; hier legt er auch dar, was er mit der neuen Kirchengeschichte beabsichtigt.

Dieser erste Band behandelt in 46 Kapiteln die Zeit bis zur Mitte des V. Jahrhunderts, bis zum Schluß des Konzils von Chalzedon, das einen

Bruch in der orientalischen Kirche herbeiführt. Der Abschnitt, der gewöhnlich mit der Zeit vor und nach Konstantin gemacht wird, tritt in der Darstellung nicht übermäßig hervor; die Kapitelzählung geht weiter. Das, was man meistens in einer « Kirchengeschichte » findet: Literaturangaben, reichliche Anmerkungen, kritische Auseinandersetzungen, fehlt hier fast vollständig; am Schluß eines jeden Abschnittes sind die wichtigsten Literaturangaben hinzugefügt. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, als ob eine quellenmäßige Grundlage fehle. Im Gegenteil ist der Text, der sich so flüssig liest, auf ein sorgsames Abwägen aller in Betracht kommenden Zeugnisse aufgebaut; die wichtigsten Belege sind in die Darstellung eingefügt.

Das Buch ist geschrieben als eine anregende wissenschaftliche Lektüre für einen größeren gebildeten Leserkreis, vor allem Laien, dem man aber das Schulmäßige vorenthalten möchte, um vom Lesen nicht abzuschrecken. Diese Absicht ist durchaus erreicht: das Buch ist leicht lesbar, es wird seinen Leserkreis finden und hat ihn bereits gefunden. Alles, was man billigerweise an Materien erwarten kann, ist behandelt; ich verweise z. B. auf die Kapitel, die dem hl. Augustinus gewidmet sind. Wenn ich einen Wunsch äußern dürfte, so würde man gerade in diesem Buch etwas mehr über die altchristliche Kunst erwarten. Das ägyptische Mönchtum ist ausführlich behandelt, aber über seinen Gedankenkreis, der die spätere Zeit so bedeutend beeinflußt hat, wäre doch einiges zu sagen gewesen.

Freiburg.

G. M. Löhr O. P.

J. Bernhart: Sinn der Geschichte. — H. Obermaier: Urgeschichte der Menschheit. (Geschichte der führenden Völker, 1. Band.) Freiburg, Herder. 1931. XIV-347 SS.

Es war ein glücklicher Gedanke, die großangelegte und bedeutsame Publikation: « Geschichte der führenden Völker » mit zwei grundlegenden Fragen einzuleiten, die heute auch weitere Kreise lebhaft interessieren; ein Philosoph gibt eine Philosophie der Geschichte, und ein Prähistoriker entwirft die Urgeschichte der Menschheit; beide Darstellungen sind nicht für die engere Fachwelt in erster Linie bestimmt, sondern, wie Obermaier sagt, wollen sie in rein wissenschaftlicher Form der Gebildetenwelt eine allgemeine Einführung bieten.

In 12 Abschnitten (S. 1-143) führt uns Bernhart ein in den *Sinn der Geschichte*, und zwar mit einem geradezu glänzenden und hochpoetischen Stil; allein gerade diese gewählte Sprache, die auch ganz ungewohnte neue Ausdrücke formt, ist doch ein bedauernswerter Mangel der sonst so guten Ausführungen; weitere Kreise werden sich kaum Klarheit in dieser schwierigen Frage schaffen können — und der Fachmann wird zu manchen philosophischen Gedankengängen des Verf. ein Fragezeichen machen müssen, zumal wo Bernhart von der Sinnfrage und der Offenbarung spricht; bei einer Neuauflage werden sich diese Mängel leicht beheben lassen; im übrigen wird man mit Freude und Genuß den vielen herrlichen Gedanken und glänzenden Ausführungen des Verfassers folgen.

Dem Zweck des Werkes, weitere Kreise zu unterrichten, wird *Obermaier* mit seiner *Urgeschichte der Menschheit* mehr gerecht. In zwei Abschnitten behandelt er den fossilen Menschen (S. 149-259) und den Menschen der jüngeren Steinzeit und der vorgeschichtlichen Metallzeiten (S. 260-338). Hier ist wirklich in allgemein verständlicher und doch wissenschaftlicher Form und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen die Urgeschichte der Menschheit von einer anerkannten Autorität auf diesem Gebiete dargestellt. Man liest das Ganze mit größtem Interesse und Nutzen, bekommt einen guten Einblick in dieses Gebiet; nur wäre zu wünschen, daß die bekannte Deszendenztheorie gründlicher, offener und entschiedener behandelt und zurückgewiesen werde; an Beweismaterial wird es dem Verfasser bei seiner souveränen Beherrschung des Stoffes gewiß nicht mangeln.

Trotz dieser Bemerkungen wird man diesen ersten Band der «Geschichte der führenden Völker» mit aufrichtiger Freude begrüßen und ihm den weitesten Lesekreis wünschen.

M. Knar O. P.

G. Rauschen : Patrologie. 10. und. 11. Auflage, neubearbeitet von *B. Altaner*. Freiburg i. Br., Herder. 1931. xx-441 SS.

Das bestbewährte Handbuch der Patrologie von Rauschen erscheint bereits in 10. und 11. Auflage, und zwar ganz neubearbeitet von Altaner. — Die in den letzten Jahren zahlreichen Neuerscheinungen auf patrologischem Gebiete sind weitgehend berücksichtigt und allen wissenschaftlichen Resultaten der neueren Forschung ist Rechnung getragen und so das Buch durch Altaner auf die Höhe der neuesten Forschung gebracht. — Trotzdem bleibt es auch in der neuen Form dem alten Zwecke treu, einerseits den jungen Theologen einzuführen in das reiche Geistesleben des christlichen Altertums, anderseits zugleich ein bequemes und sicheres Nachschlagewerk zu sein.

Bei der Darstellung des altchristlichen Schrifttums bis ins VII. und VIII. Jahrhundert gibt Altaner aber nicht bloß ein rein literarisches Bild, er stellt auch kurz den Lehrinhalt der Schriften dar und macht das Handbuch der Patrologie auch zu einer übernatürlichen Dogmengeschichte, das nun Studierenden und Lehrenden die wertvollsten Dienste erweisen wird; man vergleiche z. B. die Ausführungen über den Clemensbrief, über den Lehrgehalt der Ignatiusbriefe, über Tertullian usw.; mit sicherer Hand werden alle Fragen kurz aber klar berührt und deren beste Lösung gegeben, so daß man immer wieder sich diesem bewährten Führer anvertrauen wird; die Benutzung desselben wird auch die beste Empfehlung sein und ist dem Buche die freudigste Aufnahme gesichert.

M. Knar O. P.

F. X. Seppelt : Der Aufstieg des Papsttums. *Geschichte der Päpste von den Anfängen bis zum Regierungsantritt Gregors des Großen.* Leipzig, Hegner. 1931. 342 S.

Vorliegendes Werk des bekannten Kirchenhistorikers ist der 1. Band einer auf 6 Bände berechneten Papstgeschichte, die nicht nur Fachgelehrten, sondern auch weiteren Kreisen dienen soll. Darum sind auch nur die wichtigsten und notwendigsten Quellenbelege und Literaturnachweise am Schluß des Bandes zusammengestellt und ist auf eine verständliche und gut lesbare Darstellung Bedacht genommen.

Der Haupttitel « Aufstieg des Papsttums » charakterisiert bereits die ganze Darstellung : es werden nicht nur Biographien der einzelnen Päpste gegeben, wie es Pastor in erster Linie tut, sondern die Idee des Papsttums und seine überragende Bedeutung soll deutlich zum Ausdruck kommen. — Es ist dies umso mehr zu begrüßen, da ja zugleich auch das bedeutungsvolle Werk von Erich Caspar erscheint, dem gegenüber Seppelt vor allem den Primat scharf herausarbeitet und mit guten Argumenten gegen die Auffassung von Caspar zu verteidigen weiß ; gerade hierin liegt der Hauptwert des Werkes, und wir zweifeln nicht, daß auch die folgenden Bände auf der gleichen wissenschaftlichen Höhe stehen werden und den Katholiken eine ungemein wertvolle Papstgeschichte geschenkt wird, der man die weiteste Verbreitung wünschen muß.

Ein gutes Verzeichnis der Personen- und Ortsnamen erleichtert die Benützung des Werkes ; die buchtechnische Ausstattung ist dem Werte des Werkes würdig.

M. Knar O. P.

H. Felder O. M. C. : Die Antoniuswunder. Paderborn, Schöningh. 1933. 164 S.

Eine kühne und doch überaus verdienstvolle Schrift ! War der hl. Antonius wirklich schon während seines irdischen Lebens der große Wundertäter, sind die ihm für diese Zeit zugeschriebenen Wunder echt oder nicht ? Dieser Frage geht der Verfasser nach und trotz vorauszuhenden anfänglichen Widerspruches sucht er dieselbe mit scharfer historisch-kritischer Methode zu lösen und die volle Wahrheit aufzuzeigen.

Die genaue Prüfung der Quellen des XIII. Jahrhunderts ergibt als sicheres Resultat, daß alle Zeitgenossen darin einig sind, daß Antonius in seinem Leben nicht wundertätig gewesen sei (1. Kapitel). — Aus denselben Quellen ergibt sich aber auch ganz klar und sicher, daß Antonius, vom Tage seines Todes angefangen bis gegen Ende des XIII. Jahrhunderts, zahlreiche Wunder wirkte (2. Kapitel). — Daran anschließend untersucht der Verf. gründlich alle Wunderberichte des XIV. Jahrhunderts (3.-6. Kapitel) und räumt energisch mit allen unechten Wundern auf, beurteilt nüchtern die verschiedenen Legenden, denen er aber deswegen nicht jeden Sinn und Wert absprechen will ; sie trugen doch auch bei zur Erbauung des Volkes und spornten zum Vertrauen auf den Heiligen an, denn schließ-

lich waren sie eigentlich zum Symbole seiner Güte, Macht und Heiligkeit und all seiner wirklichen Wunder und Wohltaten (S. 163).

So bietet uns der Verf. ein Bild des Heiligen, gereinigt von allen unnützen Zutaten, erstrahlend im Lichte der vollen Wahrheit, und hat damit der Verehrung des Heiligen nicht nur nicht geschadet, sondern dieselbe veredelt und vertieft — zugleich aber auch der Hagiographie einen wertvollen Dienst erwiesen. Man kann nur wünschen, daß diese Schrift gebührend gewürdigt wird und diese einzig richtige Methode auch auf andere Heiligen-Biographien angewendet werde: auch das ist eine wirksame Apologetik!

M. Knar O. P.

W. Schäfer : Petrus Canisius. *Kampf eines Jesuiten um die Reform der katholischen Kirche Deutschlands.* Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1931. 174 S.

Diese phantasievolle Biographie des hl. Petrus Canisius wurde auf Anregung von Carl Mirbt als Promotionsschrift seitens der Theol. Fakultät zu Göttingen angenommen und ist auch ganz im bekannten Geiste Mirbts gehalten; und der Verf. selbst sagt auch, er müsse bekennen, daß das Studium der zugrundeliegenden Quellen ganz wesentlich zur Festigung eines bewußten protestantischen Standpunkts verholfen hat, und sein «Mitgefühl für das Lebensschicksal des Petrus Canisius war schließlich ebenso stark wie seine innerste Absage gegenüber dem System, dem er dienstbar war»! Daraus kann man schließen, mit welch großer «Vorurteilslosigkeit» der Verfasser an seine Aufgabe herangetreten hat. — Als Ziel hatte sich der Verfasser gestellt, «gegenüber der Quelleninterpretation Braunsbergers ein geschichtlich korrekteres Bild von der Lebensgeschichte des Jesuiten wie der ersten Geschichte seines Ordens überhaupt» zu entwerfen (Einleitung, S. viii).

Gewiß hat der Verfasser das Quellenmaterial fleißig durchstudiert; allein bei der Interpretation der Quellen spielen Selbstbewußtsein und eine rege Phantasie stark mit; und hie und da zeigt sich auch eine gewisse Einfertigkeit, die sich auch in dem am Schlusse beigefügten originellen Literaturverzeichnis widerspiegelt! — Begreiflich darum, daß die Biographen des hl. Canisius aus dem Jesuitenorden, trotz manchem Lobe und mancher Anerkennung, scharf kritisiert werden (S. 133-140); doch diese Kritik ist eben vom gleichen Geiste beseelt wie die ganze Arbeit.

Die Schrift liest sich gewiß ganz interessant, doch bleibenden historischen Wert kann sie kaum beanspruchen und der katholischen Auffassung wird sie in keiner Weise gerecht.

M. Knar O. P.